

Dolores Prato: „Unten auf der Piazza ist niemand“

Beschwörung einer Kindheit in den Marken

Von Katharina Teutsch

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 13.10.2024

Die Stoffe, die ihre Tante am Leib trug, seien für sie „Liebkosungen einer ekstatischen Einsamkeit“ gewesen, schreibt Dolores Prato. Auf fast 1000 Seiten kehrt sie zurück in eine Kindheit in den Marken, wo Prato bei entfernten Verwandten auswächst, während ihre Mutter mit ihrem Liebhaber in Rom lebt. Esther Kinsky, die das Nachwort zu „Unten auf der Piazza ist niemand“ geschrieben hat, bezeichnet den Roman als „Erinnerungsbuch“, aber auch als „Eroberungsbuch“.

Die Kindheit sei die einzige Zeit, schreibt Dolores Prato, in der das Unbewusste ungehindert zutage trete.

„Das Unbewusste, das weiß, was wir niemals wissen werden, das Unbewusste, das uns zu Wahrsagern macht, wenn wir uns ihm hingeben, es sprach zu mir, doch ich begriff es nicht.“

Als Dolores Prato diese Zeilen veröffentlicht, ist sie bereits Ende achtzig. 1979 schickt sie den letzten Teil des mehr als tausend Seiten umfassenden Manuskripts an Natalia Ginzburg, die spät entfalteten Schriftstellerinnen wie auch Elsa Morante durch Popularität, Freundschaft und Lektorat zum Durchbruch verhalf.

Veröffentlichung in Kurzfassung

Beim Turiner Autorenverlag Einaudi fand Dolores Prato nach zwei autobiografischen Romanen – im Selbstverlag veröffentlicht – endlich eine verlegerische Heimat. Wenn auch nicht zu ihren Bedingungen. Denn Ginzburg riet der älteren Kollegin dringend zur Kürzung. 1980 erscheint „Unten auf der Piazza ist niemand“ in einer um nahezu zwei Drittel gekürzten Fassung.

„Ich begriff die Gründe nicht, die sie dazu bewegt hatten, in den Text mal da, mal dort einzugreifen. Dann habe ich es aber doch verstanden... Sie liebte dieses Buch und wollte es mit diesen Eingriffen zugänglicher für den Leser machen. Ich überspringe die Verben, als wäre jemand hinter mir her; meine Übergänge sind Zugbrücken, die nie hinabgelassen

Dolores Prato

Unten auf der Piazza ist niemand

Aus dem Italienischen von Anna Leube

Hanser Verlag

976 Seiten

38 Euro

werden; sie wollte meine Schreibweise verständlicher machen, aber ich wollte meine Fehler behalten.“

Es sollte noch siebzehn Jahre dauern, bis „Unten auf der Piazza“ in voller Länge auf den italienischen Buchmarkt kam – mit allen vermeintlichen Fehlern, die Prato gerne behalten wollte und mit allen Zugbrücken, die diesmal aber von der Fantasie ihrer Leserinnen und Leser heruntergelassen wurden. Pratos Wiederentdeckung ist dem Germanisten Giorgio Zampa zu verdanken, der 1997 in Italien für eine Neuauflage von „Unten auf der Piazza ist niemand“ sorgte – samt Glossar der darin aufgerufenen und heute verlorenen Wörter. Denn Pratos Vergegenwärtigungsbuch einer Kindheit in den Marken beschrieb die letzten Tage des neunzehnten Jahrhunderts.

Archiv der verlorenen Wörter

Pratos Roman erzählt nicht nur von den religiösen Ritualen der vormodernen Gesellschaft im Marken-Städtchen Treja, sondern auch von Tätigkeiten, die mit der Industrialisierung der Landwirtschaft und der Elektrifizierung des häuslichen Lebens in Vergessenheit geraten sind. Laternenanzünder, Seiler, Saisonschlachter beleben diesen Roman und hauchen ihm den Odem einer Zeit ein, die rätselhaft und archaisch wirkt. Markante Figuren und die ihnen zugeordneten Tätigkeiten flankieren die Menschwerdung des Kindes Dolores – ein Prozess, dem wir in der welterschöpfenden Übersetzung von Anna Leube folgen.

„Die Samen, die in den Samenhandlungen in kleinen Papiertüten verkauft werden, sind kleine vitale Sprengkörper, die erst vergraben werden müssen, bevor sie explodieren. Wir sind wie sie, sie sind wie wir. Ich wurde im erdbebengeschädigten Bauch meiner Mutter begraben, von dort auf den Ager Romanus verpflanzt, dann angesiedelt in Treja, wo ich weiterwuchs, ohne dass es mir bewusst war.“

Wenn Kleist einst über die Verfertigung der Gedanken beim Sprechen sinnierte, dann ist Pratos Roman das Zeugnis der Verfertigung einer Person durch ihre Umstände. Es sind die alltäglichen, unscheinbaren, gebrauchsgenständigsten Elemente und die durch sie markierten Gebräuche im Hause von Onkel und Tante. Zwei entfernteren Verwandten, zu denen Dolores von ihrer Mutter abgeschoben wird. Die freizügige Frau aus Rom war von ihrem Liebhaber schwanger geworden. Dolores ist der damaligen Logik zufolge also ein Kind der Schande, ihre Mutter eine dekadente Großstädterin, über die im Ort mit outrierter Bewunderung geredet wird. Den Makel ihrer Herkunft wird Dolores nie loswerden. Denn Onkel und Tante werden es nie vermögen, diesem Kind mehr als pragmatische Fürsorge zukommen zu lassen. Der Onkel ist Priester am Ort, die Tante dessen Haushälterin. Beide sind von einem Geheimnis umgeben, das aber nicht gelüftet werden kann – zumindest aus den Erkenntnismitteln des Kindes heraus nicht, die über weite Strecken auch unsere Erkenntnismittel sind. Das Unbewusste! Dieses Gefühl, von dem Dolores Prato sagt:

„Es sprach zu mir, doch ich begriff es nicht.“

Was Dolores sofort versteht, ohne es zu begreifen: Sie ist als Außenseiterin geboren und bleibt Außenseiterin in einer Welt, zu der sie weder Zugang noch Alternativen findet. Ihre Einsamkeit ist vollumfassend und unumkehrbar. Prato macht diese Einsamkeit fühlbar. Die Erklärungen hingegen sind spärlich, pointillistisch. Ab und zu dringt ein Fetzen Erwachsenenlogik zum Kind vor. Sätze über Moral und Sitte. Doch Prato bleibt ganz bei ihrer

jungen Protagonistin, die zwar behütet, aber ohne Zärtlichkeit, sogar ohne Aufmerksamkeit heranwächst.

„Ich lebte isoliert zwischen zwei alten Menschen, die sich nicht an ein Kind anpassen konnten. Wenn ich auf die Straße wollte, rief mich meine Tante zurück ins Haus; dass man etwas Besseres war, äußerte sich darin, dass man zu niemandem Kontakt hatte; ‚niemand‘ waren nur die einfachen Leute. Die anderen, die unserer Schicht angehörten, die mit denen die Tante verkehrte, sprachen nicht mit mir, sahen mich nicht; sie sahen die Tante, sprachen mit ihr, mich hingegen ignorierten sie. Die aus der obersten Schicht ließen mir eine angedeutete Liebkosung zukommen, wenn man bei ihnen zu Besuch war, oder ein Lächeln, mehr aber auch nicht.“

Eine teuer bezahlte Umarmung

Nur ein einziges Mal schafft es Dolores auf den Schoß der Tante. Als sie sich die Nase bricht bei einem Sturz auf dem Pflaster.

„Ich hatte teuer dafür bezahlt, aber ich war in ihren Armen, wenn auch liegend.“

Der Titel „Unten auf der Piazza ist niemand“ bezieht sich auf einen Kinderreim. Ähnlich dem Hoppe-Hoppe-Reiter-Spiel wird dabei das Kind nach hinten geworfen. Von einer angeheirateten Verwandten, die man bei ihren gelegentlichen Besuchen im Haus von Onkel und Tante missbilligt. „Staccia minaccia“, beginnt der Reim und er endet mit den Worten „werfen wir sie auf die Piazza“. Aber auf der Piazza – denkt das Kind, denkt jetzt die sich erinnernde Autorin – auf der Piazza ist niemand.

„Ich gehörte nicht zu Treja, Treja gehörte zu mir; der Ort hatte mich nicht gerufen, ich war auf seinen Straßen, in seinen Kirchen ihm nicht willkommen, das sah ich ganz genau, und auch das gehörte zu mir. Treja nahm mich nicht auf, wie auch der Körper nicht den Dorn aufnimmt, der sich in ihn gebohrt hat; zwischen mir und Treja kam es zu einem Prozess der Ablehnung.“

Es sind die Bauern, zu denen Dolores als kleines Kind durch ihre Amme noch Kontakt hat. Hier fühlt sie sich lebendig und darf beim gemeinsamen Zubereiten und beim anschließenden Verzehr der Polenta mitmachen. Einer Speise, die unter Patriziern verpönt ist. Die Standesunterschiede machen jeden weiteren Umgang mit den einfachen Leuten von den umliegenden Höfen der Casa del Beneficio unmöglich. Im Haushalt von Onkel und Tante lebt noch die Dienstmagd Eugenia, die aber immer beschäftigt ist und ebenfalls nichts mit dem Kind anfangen kann. Schließlich gibt es noch die anderen Kinder. Aber auch sie, schreibt Prato, waren anders. Weniger einsam. Doch das sieht sie nicht, eher fühlt sie es:

„Die Rebe, die krumm wächst, weiß es nicht. Später, wenn sie feststellt, dass sie sich nicht dort festhalten kann, wohin die anderen auch gelangen, wird es ihr vielleicht leidtun, aber inzwischen ist es zu spät.“

Der Onkel, den anderen durch eine tiefe Spiritualität rätselhaft, ist enzyklopädisch gebildet und tolerant. Ein Mann von immensem Wissen naturwissenschaftlicher, handwerklicher, medizinischer und philosophischer Art. Umgeben allerdings auch von einem schützenden Schleier, der ihn trotz aller Warmherzigkeit für das Kind unnahbar macht.

„Ein glückseliger Dämon, in den Abgründen seiner Selbst verloren.“

Er wird später nach Amerika auswandern, denn die Familie droht zu verarmen und für das Kind muss eine Aussteuer her. Der Grund für die Verarmung: Von der Jagd konnte man nicht mehr leben, Vögel zum Ausstopfen gab es keine, niemand brauchte Jesuskinder, Früchte oder Geschirr aus Wachs, die der künstlerisch begabte Onkel anfertigte. Pantoffeln machte er nur für sich oder schenkte sie den Bedürftigen, auch für die Konterfeis der Toten, denen er den Segen erteilte und die er anschließend zeichnete, verlangte er nichts von den Trauernden. Ein Multitalent, versunken im Dschungel der eigenen Fähigkeiten, aber unfähig, alles zu einer ertragreichen Lebensform zusammenzuführen. Das Amt allein, das nicht zu den besseren Ämtern gehörte, wie es im Buch heißt, reichte gerade mal so, um einen Priester und seine Haushälterin zu ernähren. Nicht noch eine Heranwachsende. Der Onkel hofft also, drüben – in der Neuen Welt – seinen selbst bereiteten Wundbalsam verkaufen zu können.

Von unterdrückter Leidenschaft gelenkt

Dann gibt es noch die Tante: Sie ist weniger vergeistigt als der Onkel, aber gleich gebildet. Eine Frau von aristokratischer Eleganz – reserviert, aber von unterdrückter Leidenschaft gelenkt. Modern in ihrem Lesehunger und ihrer Liebe zum Kochen, das sie nicht den Diensthilfen überlässt. Sie ist dem Onkel in Nibelungentreue verbunden und leidet umso mehr, als dieser die Frauen in der Casa Del Beneficio zurücklässt. Als wochenlang kein Brief des Auswanderers eingeht, gibt die Tante jede Hoffnung auf seine Rückkehr auf und verlässt das Haus nicht mehr. Dolores muss nun die häuslichen Besorgungen anstelle der Tante erledigen. Das Geld ist knapp und das Kind muss unter den demütigenden Blicken der Nachbarn anschreiben lassen.

„Ein grauer Golf der Verzweiflung, in dem wir, langsam wie ein leichter Körper, versanken: Das war unser Leben. Ich hielt mich noch ein wenig über Wasser, weil ich klein war, doch die Tante ging unter, bemühte sich weder, mich mit sich zu ziehen, noch hielt sie mich zurück, damit ich mich retten konnte. Ich existierte nicht für sie; sie zwang mich nicht mehr, mich in der heißesten Zeit nachmittags hinzulegen; wie ein Automat stieg sie in ihr Zimmer hinauf und warf sich aufs Bett.“

Als endlich der ersehnte Brief des Onkels in Treja eintrifft, ist es auch für die Leser eine unglaubliche Erleichterung. Dolores Prato schafft es nämlich, ein Buch ohne Plot zu schreiben, das ungeheuer spannend ist. Es ist eine Spannung, die aus den Dingen, den Worten und den Sachverhalten selbst kommt, die sie benennt, so wie der Onkel seine Eindrücke aus der Neuen Welt.

„Ich weiß nicht mehr, wie lange die Lektüre dauerte; der Brief war nämlich ein veritables Opuskulum, zumal die Tante mich die Stellen wiederholen ließ, während denen sie sich die Nase geputzt hatte, weil man irgendwann das Licht anmachen musste, weil sie mich am nächsten Tag das Ganze von A bis Zett noch einmal vorlesen ließ; dann begnügte sie sich mit einzelnen Passagen, und schließlich überflog sie ihn selbst. Es war ein Tagebuch, das wie ein Brief anfang und endete und in dem die vitale Vielseitigkeit des Onkels zum Ausdruck kam: Beschreibungen, Skizzen, Geschichte, Geographie, Philosophie, Naturwissenschaften, Kuriositäten: ein Brief, so enzyklopädisch wie er selbst.“

Was Dolores Prato auf fast 1000 Seiten aufruft, ist nicht nur eine verloren gegangene Welt, die immer noch feudal zu sein scheint und katholisch ritualisiert. Prato erzählt auch, wie ein Kind im Raum, der ihm zur Verfügung steht, wächst. Und das manchmal wider die Umstände. Dolores wird mit zehn in das örtliche Internat der Salesianerinnen eintreten. Bis dahin lebt sie bei Onkel und Tante, diesem in merkwürdiger Umklammerung lebenden Geschwisterpaar, dessen Geheimnis dieser Roman – wenn überhaupt! – nur sehr andeutungsweise lüftet. Denn es sind keine nachträglichen Erklärungen, die die Autorin bietet, keine investigativen Befragungen. Das Buch ist kein therapeutisches Projekt. Es zeigt den Mangel, aber auch den Reichtum. Dabei richtet es nie. Es sind Erlebnisse, Intuitionen, Gefühle, Stimmungen, die für sich sprechen.

„Ich kannte diese alte Casa del Beneficio, Onkel und Tante, Eugenia, die anderen Frauen, die Menschen, die uns dort besuchten, auf selbstverständliche und ewige Weise, so wie die Erde den Himmel kennt.“

Wörter als Wesenheiten

So ist auch das Verhältnis der Dinge zu ihren Bezeichnungen im Roman. Die Wörter sind Wesenheiten. Sie sind Zeichen und Bezeichnetes zugleich. Dieses Eingeschlossensein in der kindlichen Wahrnehmung, in der die Dinge ewig erscheinen, wiederholt sich im Text. Die Übersetzerin Anna Leube hat hier wunderbare Arbeit geleistet. In ihrem kurzen Nachwort erläutert sie:

„Diese ‚Erzählung‘ ist, zugleich mit der Suche nach der Verlorenen Zeit, Pratos Kindheit in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts, auch eine Suche nach den verlorenen Wörtern. Das stellt die Übersetzung vor spezifische Aufgaben, denn viele Dinge und folglich Wörter waren schon in Pratos Kindheit nur noch Erinnerungen und sind heute im Italienischen nicht anders als im Deutschen ‚verlorenengegangen‘.“

Umso schöner ist es, in Leubes Übersetzung von Dingen zu lesen, die regional typisch waren - wie zum Beispiel eine Vorrichtung zum Anwärmen des Betts, die sich ironischerweise auch im Haushalt des Priesters „der Priester“ nannte:

„Der Priester war ein Gestell mit vier Holzstangen, sodass die Bettdecke angehoben wurde; die Stangen waren in der Mitte mit zwei hölzernen Brettern, verstärkt mit Zink, miteinander verbunden. Auf das untere Brett setzte man ein Kohlebecken, genannt ‚die Alte‘, so wie die Befana. Es war aus unglasiertem Ton, mit einem Henkel wie eine große, hohe und breite Pfanne, und oben war eine Anzahl Löcher, damit die Glut Luft bekam. Wenn der Priester der Tante ein Erzpriester war, dann war ihre Alte eine Äbtissin, die für den Onkel war normal groß, die für mich ganz klein.“

Auch werden Dinge genau beschrieben, die häusliche Tätigkeiten bezeichnen, die es heute so nicht mehr gibt. Wir lernen die Haspel näher kennen, ein Gerät, das in der Spinnerei verwendet wurde.

„Wozu das gut war, weiß ich nicht; nur ein einziges Mal stellte ich fest, dass es nützlich war. Da sollten viele Knäuel Rohwolle rot gefärbt werden, im Kessel kochte der Farbstoff; man konnte die Knäuel aber nicht ins Wasser tauchen, weil sie sonst, wie Ostereier, nur von außen Farbe angenommen hätten, musste sie also wieder in Stränge verwandeln. Dazu

diente die Haspel: Der Faden wurde von einem Arm des hohen Kreuzes auf einen des niederen Kreuzes geführt, dann wieder hoch zum anderen Arm. Auf den des niederen, und so, während die Hand, die die Haspel hielt, rasch einen kreisförmigen Abschnitt beschrieb und die andere Hand den Faden nach unten und oben führte, entstand der Strang aufs Neue.“

Ereignisreich ereignislos

Es ist ein Ringen zwischen dem Ding, seiner Funktion und seinem Namen, das die innere Spannung dieses ereignisreich ereignislosen Geschehens ausmacht, aber auch das Ringen zwischen dem Schweigen und dem Reden.

„Es war im Wesentlichen immer gleich: Onkel und Tante eingeschlossen im undurchdringlichen Schweigen über ihre Vergangenheit, und wenn sie zufällig etwas sagten, wurde das Geheimnis nur noch tiefer. Das Wort war bei ihnen das Ding, das sich herabsenkte und dabei eine Dunkelheit erzeugte, die noch dunkler war als Dunkelheit.“

Bei Dolores Prato haben die Worte einen anderen Effekt. Sie sind nicht dunkel. Sie leuchten aus sich heraus und beleuchten sich gegenseitig. Sie stellen damit eine Welt ins Licht, die für uns Heutige in vormoderner Ferne liegt. Aber sie erschaffen auch Personen, die diese Worte benutzen, die sich Tätigkeiten und Gesten und Dingen hingeben. Diese Tätigkeiten und Gesten und Dinge verweisen auf etwas, das sich immer im Wechsel zeigt und entzieht. Wer an seine eigene Kindheit zurückdenkt, wird wissen, dass Erkenntnis eine Zivilisation des Denkens ist. Am Anfang ist die Ahnung. Also ein noch ungerichtetes Wissen. So können Wahrheiten empfunden werden, ohne einen Maßstab für sie zu haben. Das meinte Dolores Prato, die sich viele Jahre lang mit Jugendpsychiatrie beschäftigt hat, vermutlich, als sie über das Unbewusste der Kindheit sagte:

„Es sprach zu mir, doch ich begriff es nicht.“

Vielleicht war das ihr Glück. Möglicherweise hat sie die Selbstverständlichkeit ihrer Dinge und ihrer Umstände vor der Verzweiflung gerettet, die erst der Gedanke an deren Zufälligkeit hervorgerufen hätte.

Durch die gelegentlichen Kommentare der erwachsenen Autorin im Text wird man daran erinnert, dass ihr Eintauchen in die Kindheit eine Rückkehr ist, aber keine Umkehr. Und man begreift plötzlich vieles über den Werdegang dieser jungen Frau, die eines Tages nach Rom ging, als Lehrerin arbeitete sich dort im antifaschistischen Widerstand engagierte und am Ort ihrer schändlichen Geburt langsam begann, ein Leben als Autorin zu führen.

Esther Kinsky, die ein Nachwort zu „Unten auf der Piazza ist niemand“ beigesteuert hat, schreibt über Pratos „Erinnerungs- und Eroberungsbuch“, es handele sich um ein Werk, das keine Vorbilder habe, aber auch niemandem als Vorbild gedient hätte.

In der Tat ist dieser Roman einzigartig, denn, was er beschreibt, ist unmittelbar im Proustschen Sinne. Und dennoch wird von Elsa Morante bis hin zu Elena Ferrante eine weibliche Linie autobiografischen Erzählens im Italien des 20. Jahrhunderts aufgerufen: Es ist die sinnliche Fülle eines Erzählens, das uns das späte italienische 19. Jahrhundert im östlichen Mittelitalien als statische Feudalordnung nahbringt, aus der sich das Mädchen

Dolores Prato erst im hohen Alter herausgeschrieben hat. Bei Proust heißt es einmal: „Einsamkeit hat den großen Vorteil, dass man die Flucht vor sich selbst einstellt.“ „Unten auf der Piazza ist niemand“ ist in diesem Sinne ein friedliches Buch, dessen Heldin zusammen mit ihren Leserinnen verweilt.